

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 47

Artikel: Doktor Gellerts erstes Abenteuer
Autor: Günther, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-757224>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Doktor Gellerts erstes Abenteuer

VON ERNST GÜNTHER

Der Schnellzug aus Wien lief drei Minuten vor der amtlich festgelegten Zeit in die Halle des Zürcher Hauptbahnhofes ein, so daß die Dienstmänner im Geschwindigkeit zu ihren Plätzen eilen mußten, um sich rechtzeitig die Handkoffer und Taschen aus den Fenstern reichen zu lassen. Ein Gewirr von Stimmen, angenehmen und minder wohlklingenden, prasselte auf die Männer, die mit erwartungsvoll nach hinten geneigten Köpfen zu den Wagen hinaufschauten, nieder, herrliche Befehlsworte wechselten mit ängstlichen, unruhigen Beschwörungen, und es dauerte etliche Minuten, bis sich das gestikulierende, rufende Chaos beruhigte, bis die Besitzer ihre Gepäckstücke den stämmigen Männern mit den Messingnummern an den feldgrauen Schirmmützen anvertraut hatten und ihnen zum Ausgang folgten.

Als letzter in diesem Menschenstrom, den der Zug ausgespien hatte, ging den Bahnsteig ein Mann entlang, der nicht, wie die übrigen, einem Ziele zuzustreben schien, sondern nur zögernd, ja geradezu unsicher einen Schritt vor den anderen setzte. Es war nicht das Gewicht des Rindledern, schon ein wenig abgeschabten Suitcases, das ihn beschwerte, es war die offene Planlosigkeit des Gehens, so etwa, als ob das Gehirn den befehlsempfangenden Beinen seine Wünsche nicht mit der nötigen Deutlichkeit übermitteln würde.

Und es verhielt sich in der Tat so: Der Doktor Edwin Gellert aus Wiener Neustadt, der sich so langsam über den Perron bewegte, daß ihm der Stationsvorstand mit betroffenem Kopfschütteln nachblickte, wußte eigentlich nicht, was er in Zürich zu suchen hatte. Er stellte seine Handtasche aufsteufend zu Boden und sah sich wie hilflos um. Aber die Gesichter des Buffetiers, der mit eintönigem Gesang den eisenbedeckten Karren vor sich hinschob, oder der Reisenden, die gelangweilt aus den Fenstern schauten, waren von jener abweisenden Gleichgültigkeit, die einen Einsamen das Gefühl der Verlassenheit doppelt empfindlich verspüren läßt.

Gellert nahm sein Gepäckstück wieder auf, und als er den Standort der Hotelportiers erreicht hatte, überlegte er nicht lange, für welches der zahlreichen Gasthäuser

er sich entscheiden sollte, sondern ließ sich von der unpersönlichen dunkelblauen Livree des einen Abgesandten beeinflussen und übergab ihm schweigend seinen Koffer.

Der Mann führte ihn über den verkehrsreichen Bahnhofplatz herüber — Gellert, als ob er sich zum ersten Male in einer Großstadt befände, ging wie ein Provinzler vorsichtig und bereit, jederzeit zurückzuweichen, über den Fahrdamm — und bog dann von der geräuschvollen Bahnhofstraße in eine stillere Nebengasse ein. Als der Portier ihm zu verstehen gab, daß man angelangt sei, sah Gellert ohne sonderliches Interesse auf: es war ein einfaches Hotel zweiten oder sogar dritten Ranges, wie es von Geschäftsreisenden bevorzugt wird, ein Hotel, in dem man sich tagsüber nicht aufhalten möchte, das aber dafür vermutlich gute Matratzen und sauberes Bettzeug besitzen würde.

Ob er besondere Wünsche habe, begrüßte ihn der Oberkellner, der gleichzeitig die Funktion eines Empfangschefs ausübte.

«Nein», meinte Gellert zögernd, «oder doch. Ich möchte ein ruhiges, möglichst hochgelegenes Zimmer. Man wird in den Jahren etwas empfindlich», glaubte er wie zur Entschuldigung hinzufügen zu sollen.

«Ganz wie der Herr wünscht», lächelte der Mann im Frack höflich, «da wäre Nummer 46 in der vierten Etage, kein Lärm wird den Herrn stören.»

Dann stand Gellert in dem solchermassen empfohlenen Raum zwischen graugrünlich tapezierten Wänden. Ueber der Heizung hing die Hausordnung, über dem Bett in einem goldenen, leicht angestoßenen Rahmen ein Bild, das Daniel in der Löwengrube zeigte. Gellert konnte sich eines Lächelns nicht enthalten: zwischen Vorschriften und Wundergläubigkeit bewegte sich nicht nur in einem Hotelzimmer heute die Welt...

Er öffnete seinen Suitcase, legte das Nachthemd sorgfältig über das Kopfkissen und drehte, bevor er sich Gesicht und Hände wusch, den Warmwasserhahn auf, eine sonderbare, ihm unbewußte Eigenart, die auf ein gewisses Mißtrauen allen Einrichtungen des Komforts gegenüber schließen ließ.

Endlich, nachdem er keinen Vorwand mehr vor sich selbst hatte, sich beschäftigen zu müssen, zog er umständlich jenes Telegramm aus der Rocktasche, das er wohl mehr als ein dutzendmal gelesen hatte, dessen Worte er überdies auswendig wußte und das ihn zu der Reise nach Zürich veranlaßt hatte. Unbegreiflicherweise: nicht nur deshalb, weil Gellert weder die Absenderin kannte, noch jemals wissentlich ihren Namen vernommen hatte, sondern dreifach unbegreiflich, weil er um dieses Alarmrufes willen seine Tätigkeit am Knabengymnasium in Wiener Neustadt im Stiche ließ, er, dessen an Pedanterie grenzende Korrektheit unter Lehrern und Schülern ebenso bekannt wie gefürchtet war. Aber vielleicht konnte nur bei einem Menschen von äußerlich strenger Lebensführung wie derjenigen Gellerts eine unerwartete Nachricht so umstoßende, gleichsam umwälzende Auswirkungen besitzen, weil ja die zur Schau getragene Förmlichkeit oft nur eine Maskierung, eine Vortäuschung nicht vorhandener Ausgeglichenheit darstellt.

Sei dem, wie es wolle: Gellert, sonst so widerstandsfähig gegen Einflüsse jeglicher Art, war wie ein Höriger der Suggestion dieses Telegramms verfallen, das er jetzt umständlich auf den Knien entfaltete. «Erwarte Sie sofort in wichtiger Angelegenheit. Nanette Haller, Zürich, Minervastraße 94.» Vorsichtigerweise hatte die Telegraphistin die Adresse der Absenderin auf einem besonderen Streifen noch einmal beigelegt, um keinen Zweifel an der Richtigkeit der Aufnahme zu lassen.

Gellert dachte noch einmal angestrengt nach: Haller, dieser Name war ihm lediglich in seiner Eigenschaft als für Geschichte und Literatur an den Oberklassen ein Begriff. Es gab einen schweizerischen Kirchenkämpfer, der im sechzehnten Jahrhundert das Berner Reformationsedikt verfaßte; es gab diesen berühmten Albrecht von Haller, der Arzt, Botaniker und Dichter in einem war und dessen Lehrgedicht «Die Alpen» er regelmäßig im Literaturgeschichtsunterricht des achtzehnten Jahrhunderts erwähnte — ohne es freilich je gelesen zu haben —, dann wußte er etwas von dem Enkel dieses

Selbst im Zeitalter der Maschinen verrichtet die menschliche Hand vieles besser als die raffiniertesten technischen Errungenschaften.

Wo Handarbeit Besseres schafft, betätigt *Bally* hunderte, geschulte Fachleute, die nach alter, bewährter Schuhmacher-Tradition erstklassige Qualitätsarbeit schustern.

Darin liegt einer der Mehrwerte der *Bally*-SCHUHE — sie sind geschmeidiger, sie behalten die gute, gesunde Form, in der Sie sich vom ersten Tage an und auf lange Dauer wohl und lauftüchtig fühlen.

***Bally* sind aber nicht nur nach Zweckmäßigkeit, sondern mit modischem Empfinden hergestellt und kleiden Sie auch besser.**

Mehr denn je gilt es, haushälterisch zu sein. Niemand kann es sich leisten, „billige“ Schuhe zu kaufen, die immer von kurzer Lebensdauer sind, den Träger weder befriedigen, noch seinem Körper den nötigen Schutz geben.

Gutes Leder hat seinen Weltpreis und Qualitätsarbeit hat gerechterweise einen guten Lohn, darum sind *Bally*-SCHUHE nicht die billigsten, wohl aber zufolge ihrer Qualität preiswert, zuverlässig und haushälterisch.

***Bally*-SCHUHE bieten Ihnen MEHR**



Mannes, der ein Politiker und Staatsrechtler in Bern gewesen war und im Ruf reaktionärer Gesinnung stand, und endlich hatte er vor einem Jahre wohl in einer Wiener Zeitung von einem Haller gelesen, der ein Denkmal geschaffen hatte, um das die Bevölkerung von Zürich in Wallung geriet.

Aber persönlich hatte er mit keinem Angehörigen dieser Familie, geschweige denn der Angehörigen etwas zu tun gehabt, und hätte er sich nicht so ausdrücklich davon überzeugt, daß er als Empfänger der Botschaft wirklich gemeint sei, so hätte er diese Hals über Kopf beschlossene und, wie ihn auch jetzt wieder dünkte, sinnlose Reise wahrlich nicht angetreten.

Indes, nun war er einmal hier, saß in einem Plüschsessel in Zimmer Nummer 46 eines Zürcher Hotels und mußte etwas unternehmen, wollte er sich nicht vor sich selbst vollends dem Fluch der Lächerlichkeit preisgeben. So stieg er die mit einem abgewetzten Kokosläufer bedeckte Treppe hinunter und erkundigte sich — merkwürdigerweise verspürte er trotz der langen Nachtfahrt nicht das geringste Gefühl des Hungers —, wie er am geschicktesten zur Minervastraße gelange.

Bis zum Steinwiesplatz müsse er fahren, ward ihm zur Antwort, die Linie 12, nein, neuerdings die 3 stelle vom Bahnhof aus die direkte Verbindung her, der Herr könne es nicht verfehlen. Im übrigen, wie lange der Herr Doktor zu bleiben gedenke?

Gellert zuckte unwillkürlich mit den Schultern. Möglicherweise einen Tag, vielleicht auch länger, das hänge von seinen Geschäften ab.

Der Oberkellner nickte beifällig, wenn er auch im Innersten Zweifel an der kaufmännischen Begabung des Gastes hegte. Aber schließlich — unter dem Wort «Geschäft» versteht man ja heute jede Handlung, die eine Tätigkeit des Verstandes erfordert.

Als Gellert vor dem Hause Minervastraße 94 stand, durch dessen freundliches Vorgärtchen sich ein samter Streifen gelb- und violettgesprenkelter Stiefmütterchen zog, bedachte er, ob jetzt nicht der letzte Augenblick gekommen sei, umzukehren. Nicht daß das Haus ihm

Furcht einflößte — es war ein mit Efeu bewachsener Backsteinbau, wie man sie in den Achtzigerjahren, unbekümmert um Schönheits- oder Geschmacksrücksichten, hinstellte —, nicht daß er glaubte, er gerate in eine Mörderhöhle — wie hätte das zu der gepflegten, ruhigen, irgendwie ehrwürdigen Straße gepaßt? — er hatte Angst vor dem Ungewissen, das sich mit dem Namen der Absenderin des Telegramms verband. Er wurde in etwas hineingerzert, dessen Anfang er zwar kannte, dessen Ende jedoch nicht abzusehen war.

Und daß er sich dennoch aufraffte, die Gartentür zu öffnen und den Knopf am Hauseingang der Villa zu drücken, das war — wenn man vorausschickte, daß sich in dem geruhsamen Leben des Gymnasiallehrers Edwin Gellert aus Wiener Neustadt bisher nichts einem Abenteuer auch nur Ähnliches zugefallen hatte — irgendeine verborgene Sehnsucht nach dem Wunderbaren, wie es etwa das Bild über seinem Hotelbett darstellte. Wie sich das Wunder materialisieren, in welcher Gestalt es sich offenbaren würde, darüber hatte Gellert nicht einmal nachgedacht. Der Frage, ob es sich ihm als ein junges Mädchen von lachender Anmut oder vielleicht als lebender altlicher Tresor zeigen werde, war er mit vollem Bedacht ausgewichen. Er hätte sich vermutlich, selbst wenn ihm vom Schicksal ein Wunsch freigestellt worden wäre, auch kaum für das eine oder das andere entschließen können. Weder Schönheit noch Reichtum hatte er in der Zeit, in der er sich mit verstaubten Lehrbüchern und störrischen Schülern herumzuschlagen mußte, kennengelernt. Dabei war er kaum älter als vierzig Jahre, also sozusagen im besten Mannesalter, aber durch den Mangel an Glück, den er eigentlich seit dieser merkwürdigen Depesche zum erstenmal empfand, innerlich ein wenig altjüngferlich und verbittert geworden.

Ihm war kaum zum Bewußtsein gekommen, daß auf sein Läuten geöffnet worden war. Ein Dienstmädchen mit dem gesunden Gesicht ländlicher Herkunft fragte ihn, nachdem er keinen Ansatz zum Sprechen gemacht hatte, nach seinem Begehre.

Er nannte seinen Namen, als setze er voraus, jeder in

diesem Hause müsse wissen, daß er, Doktor Gellert, eigens aus Oesterreich hierherbestellt worden sei.

Das Mädchen sah ihn jedoch mit einem Gemisch aus Neugier und Mißtrauen an und traf keine Anstalten, ihn hineinzulassen. «Und was wollen Sie hier?» fragte sie ein bißchen herausfordernd.

«Ja, was will ich hier?» gab Gellert einigermaßen unbeholfen zurück. Und dann, als erinnere er sich plötzlich: «Fragen Sie doch Fräulein Haller danach!»

Das war dem Mädchen zu viel. «Fräulein Haller soll wissen, was Sie von ihr wollen?» Und mit angrifflicher Dreistigkeit: «Hellschauen können wir in der Schweiz noch nicht.»

«Richten Sie Ihrer» — Gellert räusperte sich —, «richten Sie Ihrer Herrin nur aus, daß Doktor Gellert sie zu sprechen wünsche», sagte er dann entschlossen.

«Einen Moment!» Das Mädchen schlug die Tür zwar nicht zu, aber spannte die Sicherheitskette von innen vor, so daß Gellert sich nicht ohne weiteres abgewiesen sah, aber dennoch das Haus nicht betreten konnte. Wäre er stolz gewesen, hätte er kehrt gemacht und wäre davon gegangen. Aber nun, da er sich schon soweit in die rätselhafte Angelegenheit eingelassen hatte, wollte er wenigstens erfahren, welche Bewandnis es mit diesem Geheimnis habe.

Er brauchte nicht lange zu warten. Eine Dame — Alter zu taxieren, war niemals Gellerts Stärke gewesen, er schätzte, womit er diesmal der Wahrheit freilich ziemlich nahe kam, auf Anfang der Dreißig — zog die eiserne Kette zurück und entschuldigte sich, nicht gerade übersprudelnd, aber immerhin mit der gesellschaftlichen Gewandtheit, die eine peinliche Lage erfordert, für die Ungeschicklichkeit der Angestellten. «Darf ich Sie bitten, einzutreten, Herr Doktor... Wie war doch der Name?»

«Gellert», murmelte er bestürzt, «Doktor Edwin Gellert.»

Sie führte ihn in eine Art Salon, einen etwas ungemütlichen Raum mit Chippendalemöbeln, der offenbar ehemals Repräsentationszwecken gedient hatte und anscheinend in der letzten Zeit selten benutzt worden war. Auf einem Marmorkamin stand eine französische Barock-

Wie glänzt das Aluminium!

...und ohne den geringsten Kratz mit den..

JEX TAMPONS
DAS PAKET VON 4 GROSSEN
BALLEN : 0.65

...das die Hände nicht angreift!

Barbezat & Cie., Fleurier

Ein mächtiger Appetit gibt runde, rote Wangen

Nicht immer kann man dieses von den Kindern behaupten, im Gegenteil: Viele sind sehr esslustig, wollen lieber den ganzen Tag naschen und können nur durch Zwang an die Tageskost gewöhnt werden.

Zeigen sich bei Ihrem Kinde diese Anzeichen, so machen Sie es wie Mutter Liebhold und geben Sie Ihrem Kinde regelmäßig FORSANOSE. Bald wird ihm auch die einfachste Suppe herrlich schmecken und gerne wird es die Süßigkeiten missen. Ohne Zureden und Zwang wird es dann auch essen, was die Mutter auf den Tisch bringt. FORSANOSE wirkt appetitfördernd, ist leicht verdaulich und schmeckt stets sehr fein.

FORSANOSE ist eine vorzügliche Kraftnahrung für die Kinder, sie stärkt den jungen Körper im allgemeinen.

FORSANOSE müssen Sie Ihrem Kinde geben! Alle Tage nur ein bis zwei Tassen voll, sie verleidet ihm nie, schmeckt ja so fein und ist immer zuträglich, weil leicht verdaulich. Sie erhalten FORSANOSE in allen Apotheken zu Fr. 4.— die grosse und Fr. 2.20 die kleine Büchse.



FORSANOSE
für alle Kinder gross und klein!

Forсанose billiger! Neue Preise: Fr. 4.— für die 500 gr. Packung Fr. 2.20 für die 250 gr. Packung
14 Tage vor der Abwertung des Schweizerfrankens wurden die Preise für Forсанose reduziert. Der niedrige Preis wird bis auf weiteres unverändert beibehalten.

F O F A G, pharmazeut. Werke, Zürich-Volketswil

Der Minimax-Auto-Löschers die sichere Waffe

bei Brandausbruch am Auto und zur
Verteidigung bei Überfall. - Ein Strahl
löscht jedes Feuer und macht jeden
Angreifer vorübergehend kampfunfähig.

Minimax
IM AUTO

Spezial-Feuerlöscher

für Personen-Automobile

MINIMAX A.-G., ZÜRICH, GEGR. 1902

Farbe verschönt

Prächtige Kleider — gediegener Schmuck — sie verfehlen ihre Wirkung, wenn nicht ein wenig Farbe auf Wangen und Lippen das Gesicht belebt. Und wie einfach kann jede Frau diese vollendete Verschönerung ihres Gesichtes erreichen durch die Anwendung von KHASANA - Superb - Wangenrot und -Lippenstift. Ohne daß man die Anwendung auch nur ahnt, ergeben diese einzigartigen Schönheitsmittel ein gesundes, jugendfrisches Aussehen. Erst bei der Berührung mit der Haut entwickelt sich der zum Teint passende rosige Farbton.

KHASANA-Superb ist wasser- und küßfest. Für kräftigere Tönung Superb II — für noch lebhaftere Tönung Koralle oder Karmin. Lippenstifte Fr. -85, 1.75 u. 4.50. Wangenrot Fr. 1.— u. 2.—.



Frédéric Meyrin A.-G. · Zürich · Dianstraße 10

uhr aus vergoldeter Bronze, daneben ein paar Nippesachen, wie man sie um die Jahrhundertwende schätzte, Nachbildungen antiker Kunstwerke, und es roch in dem Zimmer halb nach Lavendel, halb nach Mottenäther. Besonders diese letzte Wahrnehmung hatte für Gellert etwas Lähmendes, denn sie trug dazu bei, die Unwirklichkeit der Situation zu steigern.

«Sie sind doch Nanette Haller?» begann Gellert zögernd.

Die Frau musterte ihn kühl, sichtlich befremdet über diese vertrauliche Einführung des Gastes. Dann nickte sie kurz. «Und darf ich fragen...?»

Gellert fühlte, wie ihm der Angstschweiß aus allen Poren brach. «Aber Sie haben mich doch gerufen», stammelte er, «Ihretwegen bin ich die Nacht durchgefahren, dritter Klasse, versteht sich, und jetzt...» Er verhaspelte sich hilflos und griff, um sein Hiersein zu rechtfertigen, in die Brusttasche, aus der er ein Wust von Zetteln und Drucksachen herauskramte, ehe er die eine Legitimation darstellende Depesche fand. «Bitte sehr. Das ist der Beweis», sagte er wie erleichtert und reichte ihr das Formular herüber.

Nanette Haller, die zuerst des Glaubens gewesen war, sich in Gesellschaft eines Geistesgestörten zu befinden und die Tür nicht aus den Augen gelassen hatte, nahm dem Manne das Papier ab, überflog die wenigen Zeilen

mit gespannter Unruhe und warf dann einen schnellen Blick auf den seltsamen Gast, der in augenscheinlicher Verlegenheit auf seinem Stuhle hin- und herrutschte und offenbar glücklich gewesen wäre, diesem unerspriesslichen Zusammensein ein Ende zu bereiten. Er tat ihr leid. «Sie müssen mir glauben, Herr Doktor, wie unangenehm mir das Vorkommnis ist, wie sehr ich bedauere, daß jemand Sie», und sich verbessernd, «daß jemand uns beide zum Narren gehalten hat.»

Gellert sah zu ihr hinauf wie ein verprügelter Hund, und dieses unverstellte Unglücklichsein beseitigte bei der Frau den letzten Argwohn.

«Aber so wie die Dinge liegen, freue ich mich trotzdem, Sie kennengelernt zu haben. Trinken Sie doch mit mir eine Tasse Tee — falls Sie nichts Besseres vorhaben.»

Gellert faßte sich an den Kragen, als ob er ihm zu eng geworden sei. «Nein, so nicht! Nicht so! Sie sollen sich meiner wegen nicht bemühen.» Und dann, ganz zusammenhanglos: «Ich hatte geglaubt, ein Mensch würde mich brauchen, das Wunder wäre gekommen...»

Die Enttäuschung saß tief, spürte Nanette, den Mann durfte sie jetzt nicht fortschicken. «Bleiben Sie doch, eine Stunde wenigstens», drängte sie, «so ungewöhnlich unsere Bekanntschaft ist, so romantisch ist sie auch. Und daß es noch Romantik gibt, und sei es auch durch ge-

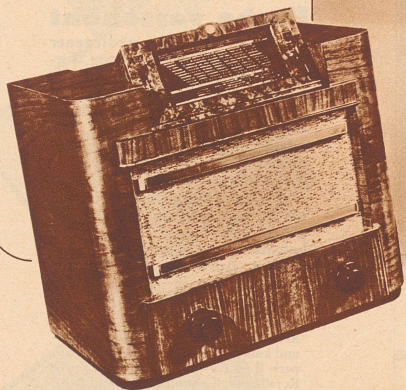
fälschte Telegramme, darüber sollten wir uns freuen. Ist es nicht so, Herr Doktor Gellert?»

Der hörte den plötzlich veränderten Tonfall, und zum ersten Male wagte er es, seiner Gastgeberin voll ins Gesicht zu schauen. Nanette Haller war nicht das, was in Abbildungen als Schönheitsideal gepriesen wurde, sie hatte weder das klassische Profil einer Römerin, noch verfügte sie über die Puppenanmut des süßen Mädchens, das von den Plakaten der Anschlagssäulen die Passanten anlockte. Etwas sehr Frauliches, Verständnisvolles lag um ihre Augen, ihr Mund hatte jene edle Schwingung, die schwärmerische Poeten gern als durchgeistigt bezeichnen. Gellert überlegte, daß der nächste Zug nach Wien erst am Abend abgehe, daß eine Stunde zu nichts verpflichtenden Plaudern die willkommenste Möglichkeit sei, die Zeit bis zur Rückreise zu verbringen. So ließ er sich nicht länger bitten, sondern sah mit wohlwollendem Behagen zu, wie die feingliedrigen Hände der Frau den Tee bereiteten und Butter auf das geröstete Brot strichen.

«Sie haben tatsächlich nur auf ein derartiges Telegramm hin alles stehen und liegen lassen?» nahm Nanette Haller das Gespräch wieder auf und mußte bei der Vorstellung lächeln, welch magische Befehlsgewalt den Worten innewohnen mußte, die irgendein gleichgültiger Postbeamter dem Draht übergeben hatte.

Der vollkommene Ausgleich!

Das Problem der Tonwiedergabe, der tiefsten und höchsten Töne hat in den neuen Philips-Geräten der „Symphonischen Serie“ endlich seine lang gewünschte Lösung gefunden. Die Tonwiedergabe eines „Gavotta“-Apparates mutet sozusagen räumlich an und gibt dieselbe Plastik und Abstufung wieder, wie die Originaldarbietung. Sie sollten den Klang des „Gavotta“-Empfängers selbst einmal hören, dass Radiomusik so schön, so natürlich sein kann, hätten Sie wohl nie gehaut.



Gavotta

Preis Fr. 396.-

PHILIPS

Symphonische Serie 1936/7

Rette Dein Haar!



Mit Birkenblut
wird alles wieder gut
Erzeugt prächtiges volles Haar

Haarausfall, kahle Stelle, spärlicher Haarwuchs, Schuppen, verschwinden in kurzer Zeit. Tausende freiwillige gesandte Anerkennungen. Einziges Produkt, welches aus garantiert reinem Alpenbirkensaft hergestellt ist. Verlangen Sie Birkenblut Flasche Fr. 2.90 und Fr. 3.85.

In Apotheken, Drogerien, guten Colffourgeschäften, Alpenkräuterzentrale am St. Gotthard, Faido

Der neue **Birkenblut-Shampoo** aus Pflanzenstoffen, garantiert rein von Säure, alkali- und seifenfrei, einzig gut zum Kopfwaschen. Gibt den Haaren den Naturlanz. Blond für Blondhaar, Bruna für dunkles Haar, Forto für den Herrn Birkenblut-Brillantine und Fixateur für schöne Frisuren



Sonnenfische
hochwertige
Berne-Leinen
immer bei



Schwob & Co., Bern
Leinenweberei



SCHNARCHE GUTI

Mich stört Du nicht mehr im besten Schlaf, ich habe ja **OHROPAX**-Geräuschschützer im Ohr. Weiche, plastisch formbare Kugeln zum Abschließen des Gehörgangs. Schachtel mit 6 Paar nur Fr. 2.50. Erhältlich in Apotheken und Drogerien

INSERTATE

in der «Zürcher Illustrierten» bringen erfreulichen Erfolg

Es war, als ob Gellert ihre Gedanken erraten hätte. «Manch einer harrt sein Leben lang auf den Ruf aus der Ferne ... und wartet vergebens.»

«Sie haben ihn erwartet?» warf sie verwundert ein.

Gellert setzte die Teeschale aus japanischem Porzellan, die er in der Hand gehalten hatte, behutsam nieder. Ein dünnklirrendes Geräusch entstand durch die Berührung mit der Untertasse. «Sehen Sie», begann er dann, die Worte sorgfältig abwägend, «unserins kennt ja die Wirklichkeit kaum. Wir wissen die Jahreszahlen der spanischen, polnischen und österreichischen Erbfolgekriege, wir kennen die Daten der Literaturgeschichte, wir haben unser Hirn mit verstaubtem Bildungskram vollgestopft und entleeren es tagtäglich vor Fünfzehnbis Achtzehnjährigen, die viel lieber etwas vom Fußball und Radrennen vernehmen würden ... Können Sie sich vorstellen, was das heißt, seinen Herzschlag zu fühlen und gleichzeitig zu versteinern?» Als er einen mitfühlenden Blick der Frau auffing, hielt er beschämt inne.

«Sprechen Sie weiter!», sagte sie mit einer seltsamen Beklemmung. Ihr schien es, als ob sich dem Manne, der ihr gegenüber saß, zum ersten Male die Möglichkeit geboten habe, dieses Bekenntnis abzulegen.

«Es ist nicht recht, daß ich Ihnen von mir vorjammere», erwiderte er zögernd.

«Hat sich niemals jemand um Sie gekümmert? Keine Frau?» meinte sie teilnehmend.

«Sie sind der erste Mensch, der eine solche Frage an mich richtet. Damit ist sie wohl schon beantwortet.» Gellert wollte wieder zur Tasse greifen, aber seine Hand zitterte so stark, daß er es unterließ. «Man verkapselt sich eben in sich, in das ungewollte Alleinsein», fügte er, wie zur Entschuldigung, hinzu.

«Ein deutscher Dichter, ich glaube, es war Platen, hat freilich gemeint, nur die Einsamkeit sei der Vollgenuß des Lebens», warf sie halb im Scherz ein.

«Ich könnte Ihnen ein Goethewort entgegenhalten», erwiderte er mit philosophischem Ernst. «Aber es überrascht mich, das Sie die „splendid isolation“ für die erstrebenswerte Daseinsform halten.»

Sie lehnte sich in ihren Sessel zurück. «Das wäre viel zu viel gesagt, Doktor Gellert», meinte sie nach einer Pause, «mitunter ist auch die mangelnde Gelegenheit schuld daran, daß man sich auf ein Zitat berufen muß.»

«Ein Trost wenigstens, daß die Literatur zur seelischen Hilfestellung nützt.» Er wunderte sich selbst über seinen Sarkasmus.

«Sie sollten nicht so geringschätzig über Ihr Fachgebiet urteilen», antwortete sie lächelnd, «im übrigen aber bleibt es sich ja gleich, woher man seine Krücken bezieht.»

«Es wäre besser, man könnte auf die Krücken verzichten ...»

«Da mögen Sie recht haben, Doktor Gellert.»

Als ob zwischen den beiden ein geheimes Einverständnis bestanden hätte — sie sprachen zwar von allen möglichen Dingen, die Menschen gleicher geistiger Artung verbinden, vermieden jedoch in einer unbestimmten Scheu, Betrachtungen darüber anzustellen, welche Ziele ein Unbekannter mit der Absendung der Depesche verfolgt haben könnte.

Aus der einen vorgesehenen Stunde am Teetisch war längst eine zweite und dritte geworden, weder Gellert noch Nanette Haller hatten gemerkt, wie die Zeit verrann, als das Dienstmädchen eintrat und auf einem Tablett — ein Telegramm hereinbrachte.

«Schon wieder der Mysteriöse?» suchte die Frau mit einem nicht ganz echt klingenden Lachen zu scherzen und riß das Kuvert entzwei.

«Ist Doktor Gellert nicht der Mann, Nanette, der zu Ihnen paßt?» las sie. Sie erröte und verbarg das Papier hastig in ihrer Handtasche.

«Hat unser Witzbold etwa wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben?» fragte Gellert mit gespannter Neugier.

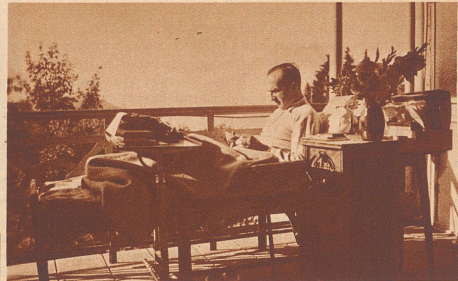
Die Frau schüttelte den Kopf. «Eine Freundin hat mitgeteilt, ein gesundes Baby sei angekommen.»

Es ist seltsam, wie bedeutungsvoll eine kleine Lüge für den seelischen Zustand des Menschen sein kann, über dessen Lippen sie kommt. Kaum hatte Nanette diese Worte gesprochen, als sie sich eingestehen mußte, sie habe den wahren Inhalt des Telegramms nicht etwa deshalb verleugnet, weil er ihr peinlich war, sondern weil der anonyme Absender hellseherisch ihre eigenen Gefühle erraten zu haben schien.

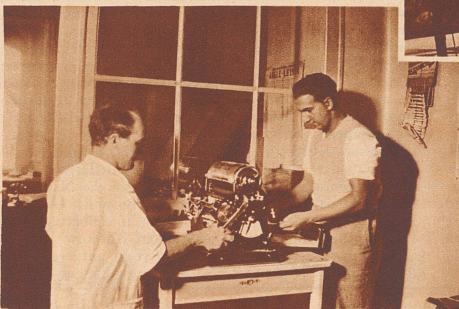
Als der Gymnasiallehrer Edwin Gellert drei Tage später Zürich verließ, nahm er die Zusicherung Nanettes mit, seine Tage nicht als Junggeselle beschließen zu müssen. In diesem sozusagen zwangsläufigen happy end liegt indes nicht die Pointe unserer Geschichte. Die Pointe ist, daß die beiden niemals erfahren haben, wer diese Verlobung auf so seltsame Weise zusammengebracht hat. Oftmals haben sie später darüber gegrübelt, aber sie sind nicht auf den Gedanken gekommen, daß Professor Perretta von der Zürcher Universität, ein Freund des verstorbenen Vaters Nanettes, noch vor etlichen Monaten den gleichen Lehrstuhl für Geschichte in Wien bekleidet und den Gymnasiallehrer Gellert nicht nur als fleißigen Besucher seiner Vorträge in der historischen Gesellschaft, sondern auch als einen bei aller Schrulligkeit wertvollen und Nanettes ebenbürtigen Charakter kennengelernt hatte ...

Der Zeitungsverlag im Sanatorium

Im Kampf gegen die Langeweile, die Resignation, die jeden ans Bett gefesselten Kranken leicht bedroht, hat sich in Leysin ein eigenartiges Zeitungsunternehmen gebildet. Der Redaktor, die organisatorischen und literarischen Mitarbeiter, der Matrizenschreiber, der Zeichner, die Falzer, die Broschierer und Vervielfältiger, die Expedienten und sogar die Gratisinserten sind lauter Sanatoriumsgäste. Das monatlich erscheinende Publikationsorgan nennt sich sinnvoll «Das Band», sein welschschweizerisches Schwesterorgan, das schon fünf Jahre alt ist, «Le Lien». Das bescheidene Zeitschriftchen will nicht nur seinen Gratisabonnenten die Zeit vertreiben, sondern sie trösten, aufmuntern, erbauen und aufheitern. «Das Band» sucht auch durch Vermittlung leichter, bezahlter Handarbeiten seinen kranken Lesern materielle und moralische Hilfe zu bringen. Die Verlagskosten deckt das Unternehmen durch freiwillige Beiträge und aus dem Erlös von Unterhaltungsabenden.



Der Mitbegründer und Redaktor der Monats-Zeitschrift «Das Band», P. J. Kopp, an der Arbeit während der Liegekur auf der Galerie in Leysin.



Zwei Patienten drucken die Zeitschrift ohne jeden kostspieligen Aufwand auf einer Vervielfältigungsmaschine.



Das Titelblatt der Zeitschrift, von einem kranken Maschinenzichner entworfen.